

(Nachdruck verboten.)

4) Der Bauernführer.

Roman von Franz Kahler.

Ein Knecht brachte ihn nach dem nur wenige Minuten entfernten Dorfe Hogwitz, wo die zum Rittergut Senten gehörige Schäferei sich befand. Hier in dem früheren Wohnhause des Bauernhofes, dessen Parterre jetzt der Schäfer bewohnte, sollte Alexander zwei Stuben im ersten Stock als künftige Wohnung erhalten.

Beide Zimmer waren sehr geräumig, aber äußerst dürftig möblirt. Ein Bett, ein Stuhl und ein Schrank im kleineren, ein Schreibtisch, vollgepackt mit Getreide- und Samenproben, zwei Stühle, ein Tisch und ein Ofen, nebst einem winzigen Spiegel und einem alten Bilde im großen Zimmer bildeten die ganze Ausstattung.

Die Frau des Schäfers, eine bewegliche, knochige Frau mit intelligenten, freundlichen Gesichtszügen, stellte die brennende Lampe auf den Schreibtisch und ließ Tesmer allein, nachdem er erklärt hatte, für heute ihre Dienste nicht mehr zu brauchen.

Das kahle Zimmer mit den großen, gardinenlosen Fenstern, durch die der dunkle Nachthimmel schaute, vielleicht auch die Abspannung nach dem stundenlangen Marsche wirkten äußerst niederdrückend auf seine Stimmung.

„160 Thaler! Eigentlich eine Schande, daß ich den Bettel nicht zurückgewiesen habe. Das beste ist wohl, ich ziehe morgen früh meines Weges weiter, ohne meinem edlen Herrn Bruder Ade gefagt zu haben. So sieht das gelobte Land also aus! — Wenn man wenigstens die Umgegend rekonoszieren könnte.“

Tesmer öffnete ein Fenster. Finsterniß starzte ihm entgegen; nur allmählig unterschied er in der gleichförmigen Dunkelheit die Umrisse schwarzer Wolkenmassen, die am Himmel dahinjagten, die Linien dichter Baumgruppen nach dem Dorfe zu und die eckigen Schatten der langgestreckten Wirtschaftsgebäude, welche die Schäferei umrahmten. Kein Laut regte sich außer dem leisen Geräusch des Nachtwindes in den herbstlichen Bäumen. Das Dorf schien zu schlafen, und nur das matte Licht, das aus dem einen Fenster des nebenanliegenden Gasthofes auf die Dorfstraße fiel, mahnte an die Nähe von Menschen.

Von weither schimmerten noch einige Lichter wie eine kurze Schnur blitzer Diamanten durch die Finsterniß, plötzlich verlöschend und ebenso plötzlich wieder auftauchend. Es waren die Lichter des Bahnhofes Wiesenau, der eine Viertelstunde entfernt auf einem erhöhten Punkte der Ebene lag.

Lange Zeit starzte Tesmer in die schweigende Nacht und nach den sprühenden Funken der Bahnhofslichter, während in seinem Kopf die Gedanken dahin rasten wie die Wolken am Nachthimmel.

Ein leises Rauschen, das den Wind übertönte und, immer stärker werdend, näher kam, weckte ihn aus seinen Sinnen. Ein Zug, der durch die Nacht raste und mit lautem Donner ganz in der Nähe des Dorfes vorüberkam, riß für einige Sekunden die schlafende Welt aus ihrem Schweigen.

Nachdem das letzte, leise Geräusch in der Ferne erstorben, schloß Tesmer das Fenster und begab sich zur Ruhe.

Als er am anderen Morgen auf wiederholtes Klopfen der Schäfersfrau, die ihm den Kaffee brachte, erwachte, schaute ihm ein sonniger Herbsttag durch die großen Fenster seiner Stube entgegen. Es war fast acht Uhr und er mußte sich beeilen, um nicht zu spät nach der Fabrik zu kommen.

Der Weg dahin führte mitten über die Felder, einen schmalen Fußsteig entlang.

Die Sonne schien frühlingwarm; vom blauen, wolkenlosen Himmel fluthete ein Meer von goldigem Licht über die Erde.

Mit vollem Behagen sog Tesmer die frische, erquickende Luft ein und musterte das prächtige Bild, das ihm die verstreut liegenden Dörfer, die sonnenbeglänzten, weiten Rübenfelder und die Fabrik mit dem daneben liegenden kleinen Wäldchen boten. Von einer Erhöhung des Fußweges aus konnte er bis weit ins Land hinein die gerade Linie der Chaussee verfolgen, die sich mit ihrer gleichmäßigen dunklen Baumreihe scharf von der im Sonnenlicht flimmernden Fläche des grauen Ackerlandes abhob.

Tesmer hatte die ganze Spannkraft des Körpers und

Geistes wiedergefunden. Vergessen war der trübe Herbsttag von gestern, die muthlose Stimmung, die sich am Abend vorher unwillkürlich seiner bemächtigt hatte. Vor ihm lag die Welt heiter, sonnig und verführerisch schön und sein sollte sie werden, so weit wenigstens, als sie ihm ringsum ihre Reize entgegenstreckte!

Sein Bruder erwartete ihn bereits im Komtoir. Ein älterer Herr, der Buchhalter der Fabrik, arbeitete ebenfalls schon emsig an seinen Büchern und musterte ihn mit mißtrauischen Blicken.

Nachdem der neue Schreiber mit den Arbeiten seines Amtes vertraut gemacht worden war, lud ihn der Direktor zu einem Rundgange durch die Fabrik ein. Dabei entging den scharfen Augen Alexanders nicht, daß der Betrieb auf einer den Erfordernissen der Zeit wenig entsprechenden Höhe zu stehen schien. Die Kampagne sollte in den nächsten Tagen eröffnet werden. Ueberall waren fleißige Hände beschäftigt, den komplizirten Mechanismus in stand zu setzen. Aus jedem Winkel der weiten Räume hallte das Dröhnen der Hämmer und das Kreischen der Feilen.

Die Zuderfabrik Senten war eine der ältesten im Staate. So gut es ging, hatte man versucht, ihr die neuesten technischen Fortschritte einzuverleiben. Zu einer radikalen Umgestaltung hatten sich die Aktionäre aus Scheu vor den großen Kosten aber bisher nicht bereit finden lassen, obgleich der Direktor alle Anstrengungen machte, diesen Widerstand zu brechen. Besonders hemmend für die ganze Entwicklung des Etablissements war der Wassermangel. Mehrere, sehr kostspielige Versuche, einen großen, ergiebigen Brunnen anzulegen, waren ergebnislos gewesen. Die Anlage dieses Brunnens war aber allmählig zur fixen Idee Waldemar Tesmer's geworden, der seine Zeit zum größten Theile dahinzielenden Experimenten widmete.

Die Monate Oktober und November brachten Alexander Tesmer angestrengteste Arbeit. Die Rübenenernte war klein und schlecht, der Betrieb selbst stockte einige Male bedenklich. Die Erfahrungen und Kenntnisse des neuen Schreibers erwiesen sich bei diesen Gelegenheiten von ganz unschätzbarem Werthe.

Mitte Dezember war die Kampagne schon zu Ende. Das Resultat war ein sehr ungünstiges. Als daher der Direktor mit dem Vorschlage kam, den winzigen Gehalt seines Bruders zu erhöhen, erhielt er eine runde Absage.

Waldemar hätte seinen neuen Mitarbeiter, der ihm in der kurzen Zeit seines Hierseins zu einer fast unentbehrlichen Stütze geworden war, gern fester an die Fabrik gefesselt. Die mißtrauischen Aktionäre dagegen witterten bereits, etwas wie eine aufstrebende Wetterwirthschaft.

Alexander hatte, als er von dem ablehnenden Beschlusse Kenntniß erhielt, im ersten Augenblicke die Absicht, seine Stellung aufzugeben und anderswo sein Heil zu versuchen. Auf Zureden seines Bruders ließ er diesen Entschlusse jedoch wieder fallen und blieb.

Die gemeinsame Arbeit und die beide beleidigende Haltung der Aktionäre hatte die Brüder einander näher gebracht. Sie fühlten, daß sie einstweilen den anderen gegenüber ein gemeinsames Interesse verband, daß sie zur Erreichung ihrer eigenen, selbstsüchtigen Pläne vor der Hand vereint vorgehen mußten.

Das stillschweigende Bündniß trug seine Früchte. Die folgenden fünf Monate arbeiteten sie unablässig an der Umgestaltung des Betriebes. Die auf eigene Faust unternommenen baulichen und maschinellen Neueinrichtungen verschlangen große Summen, deren Bewilligung sich der Direktor von den wüthenden Aktionären einfach erzwang. Er hatte in einigen Wochen die halbe Fabrik einreißen lassen, in aller Stille seine Bestellungen gemacht und, als die mißtrauisch gewordenen Aktionäre Aufklärung verlangten, kurz und bündig erklärt, daß er die „Ruine“ im Stiche lasse, wenn er nicht die Mittel zu ihrem Wiederaufbau auf Grundlage der modernen Betriebstechnik bewilligt erhalte.

So sehr die Aktionäre auch über den Gewaltstreich schäumten, es blieb ihnen keine Wahl, zumal der Direktor von dem ihm zustehenden Rechte, Bestellungen auf eigene Faust zu vergeben, bereits den ausgiebigsten Gebrauch gemacht hatte. Nach einer fieberhaften Thätigkeit von mehreren Monaten stand ein fast neues, modern eingerichtetes Etablissement auf der Stelle des alten.

Alexander hatte Tag und Nacht die Arbeiten überwacht und sozusagen der ganzen Unternehmung seine Seele eingehaucht. Als die Kampagne daher mit einem glänzenden Resultat abschloß, bewilligten die glücklichen Aktionäre nicht nur eine Verdoppelung seines Gehalts, sondern hielten mit ihren Lobeserhebungen über die Tüchtigkeit des neuen Gehilfen nicht zurück.

Waldemar betrachtete nicht ohne Mißtrauen die Erfolge seines Bruders, hielt aber äußerlich sein freundschaftliches Benehmen aufrecht. Einstweilen war ihm Alexander auch unentbehrlich, und sollte er ihm wirklich gefährlich werden, dann fühlte er sich noch stark genug, ihn beiseite zu schieben.

Gesellschaftlich verkehrten die Brüder nur sehr wenig miteinander. Alexander empfand einen viel zu großen Widerwillen gegen seine geizige, hochfahrende und zänkische Schwägerin, um öfter, als es sein mußte, seines Bruders Heim aufzusuchen. Zudem verchlang die angestrengte Thätigkeit in der Fabrik fast seine ganze Zeit.

Dies war auch der Grund, weshalb er so gut wie in keinen Verkehr mit den Dorfbewohnern getreten war. Er besuchte selten ein Wirthshaus, keine der ländlichen Vergnügungen, war indessen gegen jedermann, ob reich, ob arm, von ausgefuchtester Höflichkeit. Dabei ließ er keine Gelegenheit unbenutzt, sich mit dem Charakter der Leute vertraut zu machen, die Verhältnisse zu studiren. Einige verschrrien ihn daher bald als eingebildet und stolz, die meisten aber nahen sein freundliches Benehmen doch so gefangen, daß sie ihn für einen sehr netten, leider aber armen Menschen hielten, dem ein gutes Fortkommen zu wünschen wäre. Ueberdies herrschte nur eine Stimme, daß er ein Muster von Solidität sei.

Die jüngsten Erfolge in seiner neuen Stellung blieben nicht ohne Einfluß auf seine ganzen Verhältnisse. Er stand plötzlich im Mittelpunkte des allgemeinen Interesses. Die wohlhabenden Bauern, voran die reichen Fabrikationäre, behandelten ihn nicht mehr als den armen Schreiber, der in ihren Augen bisher unter die Kategorie der Knechte und Tagelöhner gezählt hatte, sondern als einen fast Ebenbürtigen.

Da er es vorzüglich verstand, den Eigenthümlichkeiten dieser Leute Rechnung zu tragen, wuchs seine Beliebtheit rasch. Der Umstand, daß er noch unverheirathet war und er auch allgemein schon als Nachfolger seines kränkenden Bruders galt, trug vollends dazu bei, ihm das besondere Interesse aller Eltern mit heirathsfähigen Töchtern zu erwerben.

Im Gegensatz zu seiner bisherigen Zurückgezogenheit benutzte der junge Emporkömmling jede Gelegenheit, mit Leuten aller Stände in Verkehr zu treten. In der Schänke unterhielt er sich stundenlang mit den Bauern und kleineren Besitzern über das Wetter, die Bestell- und Ernte-Aussichten und all jene kleinen und großen Sorgen ihrer Wirthschaft, welche das ausschließliche Gesprächsthema des Landmannes bilden.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Man konnte in der jüngsten Zeit kaum eine Zeitschrift zur Hand nehmen, ohne darin tief sinnige Betrachtungen über den modernen Argonautenzug nach dem Wunderlande von Klondyke zu finden. Wie einstmal die hellenischen Heldenabenteurer auszogen, um im Barbarenland das goldene Vließ zu erbeuten, so strömen jetzt die modernen Goldsucher dem Yukonfluß zu, unbekümmert um die Gefahren der weiten Wanderung in unwirthlichen Lande. In diesen Betrachtungen über moderne Abenteuerlust durfte man viel Erbauliches lesen, und fast immer schlossen die Sittenprediger, wenn sie den Frieden still-genügsamer Wirkksamkeit in weich-melodischen Klängen priesen, mit dem lateinischen Spruch: „Auri sacra fames“, was in grobes Deutsch übertragen „Verdammter Goldhunger!“ hieß.

Es sollen bereits Leute unterwegs sein, die heileibe nicht vom „verrückten Goldhunger“ angesteckt sind, die vielmehr in der wilden Jagd zu Klondyke die stürmischen Leidenschaften der entfesselten Menschennatur studiren wollen, wie es Menschen giebt, die regelmäßig nach Monaco reisen, um an der dortigen Spielbank abschreckende Beispiele zu erfahren. So hat Herr L. Bierck, der schicksalsreiche Mann, der noch vor ein paar Jahren im alten Reichstagsgebäude den undankbaren Berlinern zeigen wollte, wie man vernunftgemäß lebt, ebenfalls die Gelegenheit ergriffen und den abenteuerlichen Zug nach Klondyke mitgemacht. Selbstverständlich wird er dann nicht den gemeinen Goldgräbern sich anschließen, die in erbärmlicher Habgier mit Schaufel und Spaten hantiren. Ihn leitet ein höheres

Interesse. Er ist unter die Berichterstatter gegangen; er wird studiren, wie die Auri sacra fames die Menschennatur packt und durchwühlt, und vielleicht kommt er auch zu höchst moralischen Erwägungen.

In den letzten Jahren ist nämlich kaum irgendwo so viel Tartüfferie aufgetaucht, so viel heuchlerisches Augenverdrehen, wie aus Anlaß der Goldfunde von Klondyke. Eine Welt, wie unsere, in der das Gold so völlig heilig, entrüstet sich über die modernen Abenteurer, die vom Goldburrst gepeitscht werden. Sie schildert diese Abenteurer, die gewiß in den meisten Fällen das Wenige, was sie besitzen, dransetzen in der Hoffnung, es auf Erden auch einmal besser zu haben, etwa so, wie eine vergangene romantische Periode die Räuber in den böhmischen Wäldern zu schildern liebte. Und das Beherzigendste an dem Ganzen ist, daß man zugleich vor den gierigen Goldjägern sich bekreuzt und die Phantasie der armen Teufel dennoch aufs äußerste peitscht.

Als das jehige Klondyke-Fieber losbrach, da war es ein amerikanisches Journal, das in seinem Depeschensaal, in dem es ähnlich wie ein hiesiges Blatt Unter den Linden die neuesten Sensationen vorzuführen pflegt, gewichtige Goldklumpen ausstellte. Diesen Klumpen war das Ursprungszeugniß Klondyke ausgestellt. Sie erhitzen zuerst die Einbildungskraft der Leute, sie regen die Spekulation auf die Menge an; das Verfahren der amerikanischen Zeitung war einem ersten Trommelwirbel vergleichbar, der die Leidenschaften alarmiren sollte. Der Rummel ist gelungen. Heute ist das „Märchenland Klondyke“ in aller Welt Kunde, heute haben hunderte und hunderte von Menschen ihre lärgliche Existenz aufs Spiel gesetzt. Sie wissen, daß ihrer ein Märtyrerdasein harrt; sie wissen, daß sie in grausam unwirthlicher Landschaft den härtesten Strapazen und Arbeiten unterworfen sein werden. Sie wollen es ertragen, bietet ihnen das Leben ja sonst nicht viel; und der Gedanke leitet sie, daß vom Fabelsagen, von dem sie so viel gehört, doch auch ein Theil auf sie fallen könnte.

Die vereinte Genossenschaft der Spekulanten aber, denen das Goldfieber ausniht, bleibt hübsch weit vom Schuß. Man hat das Spektakelstück veranstaltet, die Sache nimmt ihren gehörigen Gang, die Transport- und Ausrüstungsfirmen haben vollauf zu thun, die seltsamsten Städte werden aus dem Boden gestampft; aber man hält sich selber weißlich fern; man entsendet allenfalls einen vielseitigen Herrn, wie diesen Bierck, einen Mann, der „Alles macht“, wie die bekannte Phrase lautet, als Berichterstatter in das fremdartige Gebiet, damit er die Fabelkunde von Klondyke um neue Mittheilungen, die Aufsehen erregen könnten, vermehre. Dann aber, wenn das Geschäft im Fluß ist, horcht man gern auf den Philosophen, der einem in der Zeitschrift mit Wehklagen beweist, wie die Auri sacra fames die Geister der Menge verwirre und vergifte. Ja, ja, wenn tausende von Menschen aufziehen, unsagbare Hindernisse zu überwinden, wenn sie hundertsältig auf schwanken Stegen ihre Haut und ihr Leben zu Markte tragen, vom Glückshimmer geblendet, von kalt spekulirender Gewissenlosigkeit verführt, so deklamirt sich's schön vom wüsten Abenteuerdrang und von unheimlichen Horden. Die Beutejäger indessen, die dabei still auf der Lauer liegen, werden gern in das Geschrei über die Abenteurer, die sich maßlos vermaßen, mit einstimmen. Ihre Knochen werden eisigen Lande nicht bleichen, sie werden von Frost und Mißsal erschöpft nicht zusammenbrechen. Wenn aber in sonntäglichen Erbauungsstunden auf den modernen Abenteuerzug der Goldsucher hingewiesen wird, wenn in frommer Rede die auri sacra fames den Grundtext giebt, dann werden auch sie feierlich gestimmt seufzen: Ach, ach, wozu doch der ruchlose Goldburrst, der Menschen bewegliche Herzen treibt!

Geräuschlos und ohne Aufsehen nach Reichthum zu jagen, ist etwas ganz anderes. Das fällt nicht auf, wie ein Waffenzug von armen Teufeln; und so mancher „Ganz-Gescheide“ denkt bei sich: Wer wird in ungewisse Fernen schweifen? Der richtige Goldsucher findet den Schatz, der ihm bestimmt ist, auch auf den Straßen von Berlin. Man muß ihn nur zu heben wissen. In den jüngsten Tagen erst ging eine Notiz von solchem stillen Schatzgräber durch die Presse Berlins. Sie war betitelt: Wie man in wenigen Wochen eine Million verdient. Es war da von einem schlauen Handelsmann die Rede, der im Hansaviertel auf den sogenannten Zudenwiesen Grund und Boden erwarb und das Erworbene nach ein paar Monaten um ein Doppeltes loschlagen konnte, weil verschiedene Umstände, so die Nothwendigkeit eines Brückenbaues auf seinem Grund, ihn unterstühten.

So kommt man durch eigene Geisteskraft und Arbeit vorwärts. Ueber solche Million wird sich kein Sitteneiferer ereifern. Sie war ja nicht von gierigen Händen gewonnen, wie der Goldsand im Yukonfluß gewonnen wird. Sie war kraft des Genies und hoher Geistesgaben verdient.

Die Moralphilosophen der Gegenwart wissen sich auch sonst so munnigfaltig zu helfen. Den Abenteuerdrang von Klondyke findet man absurd und verdammt ihn in warmer Ueberzeugungstreue. Wenn aber kapitalistische Begier sonst abenteuerliche Pläne zeitigt, da verstummt das Wort „auri sacra fames“. Da ertönt nur schmeichlerischer Klang. Nur die Größe, die Schönheit, die edlen Ziele des neuen Unternehmens werden gerühmt, und aus der Spekulation wird im Handumdrehen ein bedeutungsvolles menschenfreundliches Werk. Einer der absonderlichsten und in seiner Art großartigsten technischen Pläne, der Bau einer Schienenbahn auf die Bergspitze der „Jungfrau“ in der

Schweiz ist in diesem Sommer begonnen worden. An Felsrändern vorbei und durch gewaltig dicke Gletschermassen soll die Bahn auf einen der erhabensten Alpengipfel geführt werden. Man staunt über die lähne Phantasie erfindertischen Menschengestirns; und zugleich sagt man sich bekommen: warum der Aufwand von so vielem Genie, so reicher Mühsal und so ungeheurer Arbeit? Sollte das Werk gelingen, dann ist gewiß eine große Menschenarbeit geschaffen. Der wichtig imponirenden That an sich will ich mich gerne fügen. Aber wem am Ende dient die That, wenn sie wirklich zu glücklichem Ende gedeiht? Und welche Menschenopfer wird sie muthmaßlich kosten? Der willfähige Mann wird von dem Spruch „auri sacra flamma“ mäuschenstille sein. Von dem lähnen Profitunternehmen sei nichts erwähnt. Keine Menschlichkeit hat das Werk reifen lassen. Warum sollten gerade nur die muskelfräftigsten Bergsteiger die hochalpine Herrlichkeit bewundern? Auch der schwächere Mann soll ihrer theilhaft werden, vorausgesetzt natürlich, daß er 100 Franken für die Fahrt bereit hält. Und sollte der Bahnbau gelingen, so werden sie sich zu Duzenden finden, die Hundertfrankenleute. Eine ekte Gesellschaft wird die erhabene Einsamkeit fördern. Leute ohne Spur von Naturgefühl, und die entsetzlichen Modeweiber, der Schrecken und der tiefe Haß jedes schlichten Naturfreundes werden sich emporbringen. Diese Welt wird herrschen, die Gesellschaft, die der Sen- sation zu Liebe „mitgemacht“ haben muß.

Das ist der Effekt der aufgewandten Kraft, und dafür werden wahrscheinlich Opfer an Gesundheit und Leben der Arbeiter ge- fordert werden, die das stolze Werk ausführen. Es sind wohl italienische Arbeiter beschäftigt, die an das härteste Dasein gewöhnt sind, aber die hochalpinen Tücken und Schrecken in Eis- und Gletschermwelt sind so mannigfaltig. Es müßten Wunder geschehen, wenn keine schweren Unfälle einträten; und das alles nicht um ein völkerverbindendes Kulturwerk, wie etwa der Gotthard- tunnel war; sondern hauptsächlich um den Nervenkitzel und Spaß begüterter Naturbummler, die der Mode, nicht dem Seelenbedürfnis folgen, zu befriedigen! —

Kleines Feuilleton.

— Die Annehmlichkeiten einer Bergbahnfahrt werden in einer Zuschrift, die ein Wiener Blatt veröffentlicht, folgendermaßen geschildert: Die höchste Bergbahn ist bisher wohl die auf den etwas über 14 000 englische Fuß hohen Pike's Peak in Colorado (Nord- amerika). Man erreicht den Gipfel in etwa 1 1/2 Stunden. In folgendem erzähle ich Selbsterlebtes: Schon auf der Plattform des Wagens, während der Fahrt, trägt man den raschen Temperatur- wechsel nur schwer, und muß zur Erholung immer wieder das Innere des Wagens aufsuchen. Nach dem Aussteigen fühlt man sich wie betäubt. Die, welche die Plattform des Wagens strecken- weise benutzten, haben sich bereits einigermaßen vorbereitet. Jene, welche das nicht thaten, mußten sehr schleunig die Schutzhütte auf- suchen. Wir hatten nach der Ankunft auf dem Gipfel des Pike's Peak Ohnmächtige und Frauen, welchen Blut aus Nase und Mund drang. Die anderen gingen mit Schwindel im Kopf herum und waren froh, als die Glocke zur Abfahrt rief. Zum Naturgenuß kam keiner von uns, weil der rasche Temperaturwechsel lähmend auf die Organe wirkte. —

— Von der Statue eines Gottbegnadeten. Nach 212 Jahren ist endlich, so schreibt man der „National-Zeitung“, die Statue Jakobs II. enthüllt worden, die man ihm in Gibbons errichten wollte und seit der Revolution, dem endgiltigen Sturz der Stuarts, verbarg. Die Bronzestatue wurde 1686 in die Gärten von Whitehall gebracht und auf einen provisorischen Sockel gesetzt mit der Auf- schrift: „Jakob II., von Gottes Gnaden König von England, Schottland, Frankreich und Spanien, Vertheidiger des Glaubens. Anno MDCLXXXVI.“ Ein monumentaler Sockel sollte ausgeführt werden, während der König sich vorbehielt, den Platz zu bezeichnen, auf dem seine Völker sein Bild bewundern könnten. Zwei Jahre später ent- ging er dem Geschick Karls I. nur durch schleunige Flucht. Die Statue wurde ein unnützes Möbel. Man sprach einige Zeit davon, sie ein- zuschmelzen, dann vergaß man sie aber in dem Garten, wo niemand hinkam. Später nahm man sie von ihrem Sockel und brachte sie in einen Stall, wo sie ein halbes Jahrhundert lag. Der Stall wurde abgerissen, Jakob der Zweite ins Freie gebracht und einer Mauer unterhalb eines Wärterhäuschens eingefügt. Dann als die verwahr- losten Gärten dem Publikum zugänglich und hergerichtet worden waren, kam sie dort weg und befand sich 50 Jahre in einem ver- borgenen Gärtchen, das die Bureaux der Krankenhaus-Kommission umgab. Hier entdeckte White Ridley die Statue, betrachtete sie mit einigen Akademiemitgliedern, die sie schön fanden und sie für das Publikum sichtbar aufstellen wollten. Bald darauf meißelte man einen Granitblock für sie zurecht und gab ihr einen Platz bei dem Westminster-Palais. —

Literarisches.

— Leopardi's Manuskripte. Aus Mailand wird dem Berner „Bund“ berichtet: Die italienische Regierung sah sich veran- laßt, die Zwangsenteignung bezüglich der Manuskripte des Dichters Giacomo Leopardi (gestorben in Neapel im Jahre 1837) zu verordnen. Die lange Zeit von einem Freunde des Dichters, Antonio Ranieri, verborgen gehaltenen Handschriften waren durch Testament in den Besitz von zwei alten neapolitanischen Mädchen, ehemaligen

Dienerinnen Ranieri's gekommen, die sich — wie es scheint, aus religiösen Bedenken und infolge Anrathen Dritter — beständig weigerten, sie den direkten Erben des Dichters herauszugeben. Diese Erben hatten die Manuskripte der Nationalbibliothek in Neapel zu- gedacht. Damit nun letztere sie endlich erhalte, mußte die eingangs erwähnte Maßregel ergriffen werden. Einer besonderen Kommission fällt dann die Aufgabe zu, die Manuskripte durchzusehen und von dem noch Ungedruckten das Geeignete zum Drucke auszulernen. —

Theater.

— Im Lessingtheater wurde am Freitag Sudermann's „Heimath“ aufgeführt. Wie es scheint, geschah dies, um dem Publikum zu zeigen, daß das neue Ensemble auch in Stücken zu Hause ist, die im allgemeinen ein wenig höher bewerteth werden, als die liebenswürdigen Plaudereien des Herrn Blumenthal. Der Beweis wollte nicht völlig glücken. Es lag etwas Gedrücktes über der ganzen Vorstellung, als ob die Handlung sich nicht in der Sphäre der Oberlieutenants und Regierungsräthe, sondern unter Subaltern- beamten abspielte; ein Streben nach möglichst natürlicher Nebenweise hatte dahin geführt, daß der „Heimath“ ein gutes Theil ihrer dramatischen Lebendigkeit verloren ging. Dieser abgegrauen Mächtern- heit hatte sich auch Fräulein Jling angepaßt, welche die Magda gab. Es schien, als ob die Künstlerin um einige Jahre zu früh nach Hause gekommen war, zu einer Zeit, wo der Ruhm ihrer Stimme noch nicht viel höher als zu den Honoratioren einiger Provinzialstädte gedungen sein konnte. Nur als die beleidigte Mutter sprach, ging Fräulein Jling aus sich heraus und zeigte, daß sie eine Künstlerin ist. —

Musik.

— Aus der Woche. Die musikalische Kritik unserer Zeit ist in ihrem leichtfertigen Größenwahn unablässig bemüht, die Partituren Meyerbeer's den flammendsten Scheiterhaufen zu über- liefern. Man sei über die triviale Nebenächlichkeit melodischer Er- findung hinaus, das nationale Opernideal habe nichts mehr mit den verwesenden Werken gemein, die aus den raffinierten Sensationen der Szene, des Orchesters und eines verlogenen historischen Dramas herausdestillirt sind. So schreit sie ihre moralisch-ästhetische Ent- rüstung dem Publikum zu, das taub und schwerfällig genug ist, sich noch immer von den „Hugenotten“ begeistern zu lassen. Und dieser ausstarrende Enthusiasmus einer verkündigen Gemeinde, welche ihre musikalischen Empfindungsbedürfnisse weder der theoretisch-philosophischen Langweile noch der exzentrischen Hypergenialität unserer Epoche zu opfern bereit ist, jubelte dem genannten Werke wieder zu, trotzdem es mit Aus- nahme der Frau Bellincioni von dem Ensemble der Hofbühne neulich in Grund und Boden gesungen wurde. Die leichte Friivolität der großen Sängerin, sich von ihren aufwühlenden tragischen Leistungen in kleinen Partien auszuruhen, welche der Mangel an Eleganz und Sicherheit der Technik und des Humors so ärmlich machte, hat das Publikum wieder verziehen und vergessen ob der erstaunlichen tragischen Gewalt ihrer „Valentine“. In rein gesang- licher Beziehung entwickelte sie in den beiden Duetten eine Kraft und Größe des Organs, in welchen die stürmische Leidens- schaft dieser Musik athmete. Den Melodien ließ sie ihre weiche Plastik, ohne je zur gleichgiltigen Schönfängerin herabzusinken, und selbst in ihrem feurigsten Affekte bewies sie, daß sich Rhythmus und deklamatorischer Ausdruck ganz gut mit einander vertragen, und man den einen nicht aufzugeben braucht, um zum andern zu gelangen. Das Duett mit Raoul, in welchem die Energie verzweifelter Entschlossenheit und der Zauber erotischen Selbst- verzessens sich zu einem in der gesammten Opernliteratur einzig da- stehenden Seelengemälde vereinigten, war ganz von der Sonne ihres prachtvollen Temperaments, deren kalte Strahlen uns in der Carmen, Leonore und Regimentsstochter anfröstelten, durchwärmt. Von ihrer solistischen Umgebung wird die Bellincioni die schlimmste Erinnerung mit sich nehmen. Herr Müllinger (Marcel) brachte von den Ferien eine beklemmende Heiserkeit mit; den düsteren Fanatismus des Saint- Bris löste Herr Beh in eine sich schonende Behäbigkeit auf, und Herr Sommer (Raoul) schädigte seine fleißige Leistung durch seltsame Gedächtnisfehler und eine Athemökonomie, welche allen hochgelegenen Phrasen das Geprägen asymmetrischer Effekte verlieh. Die Königin des Fr. Reinisch war ein berückend schönes Bild — ohne stimmliche Gnade! Kapellmeister Dr. Muck leitete die Vor- stellung mit ehrlichem Feuer, ohne studirte Posen und abenteuerliches Taktsack-Geistreichthum. —

Kunst.

— Die Anläufe auf der Dresdener internationalen Kunstausstellung haben die Höhe von 800 000 M. erreicht. — Früher kam Dresden als Kunstmarkt kaum in betracht. —

Kulturhistorisches.

— Die Tortur im 19. Jahrhundert. Am 28. April des Jahres 1801 berichteten zwei Deputirte des Magistrats der Stadt Celle an den Bürgermeister über eine Tortur, der sie im Auftrage beimohnen mußten, folgendes: „Wohlgebohrner, Insonders Hochzuverehrender Herr Bürgermeister! Dem von Ew. Wohlgeb. uns gewordenen Auftrage gemäß, haben wir uns in der vergangenen Nacht ein Uhr nach hiesiger königl. Churfürstl. Justiz-Canzley ver- füget, und daselbst in der grünen Commissions-Stube die Herren Hof- und Canzley-Räthe von Bobers, von Hohnhorst sen., Bach-

meister und von Noemann, die beiden Herren Ganzley-Secretarien Kammengießer und Köhler, den Herrn Burgvoigt Klaren, die beiden Herren Amtschreiber Krieger und Reiche und den Herrn Hofmedikus Heine vorgefunden. — Vorbenannte Herren Hof- und Ganzley-Räthe, haben sich hierauf mit dem Herrn Ganzley-Secretair Köhler nach der rothen Commissionskiste verfügt, und daselbst den Inquisiten Dessau vernommen; Und wie Dessau die Wahrheit nicht hat gestehen wollen, ist derselbe wieder ins Gefängnis zurück geführt worden. Hierauf haben wir uns mit sämtlichen vorbenannten Herren nach dem auf dem sogenannten weißen Hofe belegenen Tortur-Keller verfügt, woselbst wir den hiesigen Nachrichten Suhr nebst verschiedenen Halbmeistern und Knechten vorgefunden haben. Es ist hierauf der Inquisit Dessau aus dem Gefängnisse vorgeführt, und nachdem derselbe der Fesseln entlediget, durch den dirigirenden Herrn Hof- und Ganzleyrath von Noemann terminus damit eröffnet worden, daß Inquisit Dessau nochmals über verschiedene Fragen vernommen worden. Wie derselbe nun aber nach wie vor die Wahrheit hat nicht gestehen wollen, ist er dem Scharfrichter Suhr, um das Erkenntnis an ihm zu vollziehen, übergeben worden. Der Nachrichten Suhr hat hierauf dem Inquisiten Dessau zuerst die Instrumente, womit er gepeinigt werden würde, vorgezeigt und es nebst seinen Leuten an dringenden Vorstellungen, um den Inquisiten vor Anlegung der Instrumente zum Geständnisse zu vermögen, nicht mangeln lassen. Nachdem solches alles nun aber ohne Nutzen gewesen, ist der Inquisit Dessau entkleidet und auf die Marterband gesetzt worden. Es sind hierauf demselben zuerst die Daumenschrauben, hiernächst die Weineschrauben, und darauf die Haarseile angelegt und durch letztere ist derselbe endlich zum Geständnisse gebracht worden, welche Handlung sich gegen Fünf Uhr des Morgens gedauert hat, welches alles Ew. Wohlgeb. wir pflichtmäßig hiermit zu berichten nicht haben verfehlen wollen. Die größte Hochachtung ist es womit wir übrigens die Ehre haben zu seyn Ew. Wohlgeb. — gehorsamste Diener A. W. Schmerzahl. J. F. Stolze. Zelle, den 28. April 1801. — Der genannte Inquisit Dessau war, wie die Einladung zur Beiwohnung der Tortur vom 27. April ausagt, des Diebstahls angeklagt und nicht geständig. —

Aus der Pflanzwelt.

— Ueber die Cichorie (*Cichorium intybus L.*) bringt Paul Jacob im „Naturaliste“ einige Mittheilungen. Die angebaute Cichorie unterscheidet sich von der wilden durch die viel stärker entwickelte Wurzel und die breiten, am Rande tief eingeschnittenen Blätter. Sie wurde zuerst im vorigen Jahrhundert in Holland angebaut, später auch in Deutschland, Nordfrankreich und Belgien; letzteres Land liefert zur Zeit die meiste Cichorie. Die Samenlöcher werden im Frühling ausgefäet, man bringt sie am liebsten in recht lockeren Boden, damit man später die Wurzeln leichter ausziehen kann. Die Ernte erfolgt im Oktober und November, ein Hektar bringt etwa 25 000—30 000 Kilogramm Wurzeln. Diese werden von den Cichorienfabriken frisch oder getrocknet aufgelaßt. Nachdem sie in Stücke geschnitten worden sind, kommen sie in große, rotirende Cylinder und werden hier geröstet; sodann setzt man ihnen 2 pCt. Melasse oder Butter zu, um dem Produkte Glanz zu verleihen, zuletzt werden die Stücke gemahlen. Durch Sieben des erhaltenen Mehles gewinnt man vier Sorten: Cichorienpulver, Feinkorn, Mittelkorn und Grobkorn; dieselben werden in Rästchen, Fäßchen oder Packete verpackt. Die Cichorie ist vielfachen Fälschungen unterworfen. Man mischt dazwischen Rübenheile, Eichel, Kaffeefas, Sägespähne u., die man röstet und mit Melasse überzieht. Die Fälschung ist durch mikroskopische Untersuchung leicht nachzuweisen, indem die Cichorie gestreifte oder punktirte Gefäße aufweist. Aber auch gemahlener Kaffee wird häufig gefälscht, indem ihm Cichorie beigemischt wird. Man erkennt diesen Betrug ebenfalls leicht mit Hilfe des Mikroskops, insofern der Kaffee nur unregelmäßige Zellen und keine Gefäße aufweist, man hat aber auch ein anderes sehr einfaches Erkennungsmittel. Wenn man gefälschten Kaffee zwischen zwei Blättern Papier stark zusammendrückt, so ballt sich die Cichorie klumpenartig zusammen, während reiner Kaffee seine Pulverform beibehält. —

Technisches.

— Das Cyanid-Verfahren. Nachdem das goldhaltige Erz pulverisirt ist, gelangt es mittels automatisch arbeitender Hebe- und Fördervorrichtungen in ein Gebäude, in dem eine Anzahl mächtiger stählerner Bottiche aufgestellt sind. Diese Bottiche von 7 Meter Durchmesser und 12 Meter Tiefe haben als Boden ein Holzgitter, über das ein festes Segeltuch gespannt ist. Hier hinein wird das pulverisirte goldartige Erz gebracht, und dann wird unter den Segeltuchboden Wasser gepumpt, in dem etwa 0,4 pCt. Cyankalium aufgelöst ist. Diese Lösung sicker allmählig durch das Tuch und die goldhaltige Staubschicht hindurch, bis es etwa 5 Zentimeter über derselben steht. Hierbei hat das Cyankalium alles Gold aufgelöst und Goldcyanid gebildet, das in dem Wasser gelöst bleibt. Man hört man mit dem Pumpen auf und läßt dieses goldhaltige Wasser wieder durch den Segeltuchfilter zurückfließen; der Bottich wird ausgeräumt, gereinigt und von neuem beschickt und dieser Prozeß wird so lange mit derselben Flüssigkeit fortgesetzt, bis alles Cyankalium sich mit Gold verbunden hat. Aus ihr kann dann das reine Gold

leicht gewonnen werden, sei es durch Elektrolyse, sei es auf chemischem Wege. — („Die Technik.“)

Humoristisches.

— In der Unteroffizier-Bildungsschule eines österreichischen Regiments hält der Brigadegeneral die Schulprüfungen ab. Schließlich will er auch über den Repetirmechanismus des Gewehres etwas wissen. Er ruft den Infanteristen Kuchta auf und fragt: „Sagen Sie mir, aus welchen Theilen die Zubringervorrichtung besteht und wie dieselbe funktioniert.“ Infanterist Kuchta antwortet sofort ohne Zögern: „Die Zubringervorrichtung besteht aus der Zubringerplatte, dem Zubringerhebel, der Zubringerfeder.“ — — — und so geht es fort, bis der Mann die gestellte Frage zur besonderen Zufriedenheit des Generals, sowie des beifällig nickenden Regimentskommandanten tadellos beantwortet hatte. Die Prüfung war beendet. Der General wendet sich an den Oberlieutenant Spannriegel, den Leiter der Schule, um auch ihm seine Anerkennung für die von ihm erreichten Ausbildungsergebnisse in dem ungemein wichtigen Fache „Waffenlehre“ auszusprechen. Dann belobte er den seines Erfolges sich bewußten Infanteristen Kuchta mit folgenden Worten: „Es freut mich, bei Ihnen so viel Sinn und Verständnis für das Waffenwesen zu finden; behalten Sie das Erlernte und bestreben Sie sich, Ihre militärische Ausbildung zu vervollkommen. Es wird Ihnen nur zur Ehre und zum Vortheil gereichen. Sind Sie Professionist?“ — „Ja wohl, Herr General.“ — „Welcher Profession?“ — „Kunstschlosser.“ — „Wo haben Sie denn zuletzt gearbeitet?“ — „In Steyr, in der Waffenfabrik.“ — „Und was arbeiteten Sie dort?“ — „Melde gehorsamst: Zubringervorrichtungen, Herr General!“ —

— Ein Dorfapotheker überreicht einem armen Teufel, der vor kurzem genesen ist, die Rechnung der von ihm verbrauchten Arzneien. „Ach!“ ruft dieser aus, „ich habe keinen rothen Heller.“ — „Haben Sie wenigstens die Schachteln und Flaschen aufbewahrt?“ — „Ach ja, das hab' ich, lieber Herr.“ — „Gott sei dank, dann hab' ich doch nichts verloren!“ —

Vermischtes vom Tage.

y. Von Bienen überfallen wurde in Thülsfelde bei Garrel (Oldenburg) ein Schäfer. Der Mann wurde so zerstoßen, daß er bald darauf starb. —

— Brückeneinsturz. Nach dem „Apoldaer Tageblatt“ ist im Manöver bei dem Marsch über eine Pionierbrücke diese eingebrochen. Mehrere Soldaten der zweiten Compagnie des 94. Regiments und Hautboisten der Regimentsmusik sind ertrunken oder durch die herabstürzenden Balken erschlagen. Unter den Getödteten befindet sich auch Kapellmeister Drehmann. —

— An Alkoholvergiftung gestorben ist auf einem Rittergut bei Neustadt in Sachsen ein Knabe von vier Jahren. Er war mit seinem neunjährigen Bruder den Eltern, die auf dem Felde arbeiteten, nachgegangen und war über die Schnapsflasche des Vaters gerathen. —

— In Landkreise Bochum, namentlich im Herner Bezirk, tritt die Ruhr in bössartigster Weise epidemisch auf und fordert viele Opfer. In einigen Orten haben die Schulen geschlossen werden müssen. —

— Auf der Station Altmaschen, Linie Kassel-Bebra, wurden zwei elfjährige Kinder (Zwillinge), die zu früh ausstiegen, von einem entgegenkommenden Güterzuge überfahren und auf der Stelle getödtet. —

— Jvo, der alte Einsiedler, bleibt auf dem Staffelsberg. Er hat ein Vermögen von 40 000—50 000 M. Jetzt soll er einen Stellvertreter und einen Diener bekommen. —

— In protestantischen Württemberg nimmt, wie das „Evang. Sonntagsblatt“ schreibt, der Spiritismus eine „besorgnißregende Ausbreitung“ an. —

— In Göttingen darf nach einem Beschluß der bürgerlichen Kollegien fortan von 10 bis 11 Uhr abends nur mit Gummikugeln oder mit Kugeln, die mit Summringen versehen sind, gelegt werden. —

— Der „zwitternde“ Frosch. In einem Theaterreferat eines Wiener Blattes stand dieser Tage zu lesen: „Fräulein Pahlen zwitternde wie ein Frosch herum.“ —

— Waldbrand. Wie aus Budapest der „Frankf. Jtg.“ gemeldet wird, stehen bei Fogaros ausgedehnte Eichenwäldungen in Flammen. Bisher sind bereits 40 000 Stämme verbrannt. —

— In Lugo (Italien) stürzte ein Gerüst ein; dabei wurden vier Arbeiter und ein Mädchen erschlagen. —

— In Athen schoß ein Hauptmann der Infanterie in einem Anfall von Geistesstörung auf zwei Lieutenants. Der eine blieb sofort todt, der andere ist tödtlich verletzt. —

— Grubenunglück. Auf der Kohlengrube „Sunshine“ in der Nähe von Greenwood-Springs im Staate Colorado (Nordamerika) hat eine Explosion stattgefunden. Bis jetzt sind zwölf furchtbar verstümmelte Leichen geborgen. —